

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 23 (1919-1920)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Präludium : Novelle [Schluss]  
**Autor:** Hartmann, Marguerite  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-661262>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## In Duft und Reif.

Im Herbst verblichen liegt das Land,  
und durch die grauen Nebel bricht  
ein blässer Strahl vom Waldesrand,  
den Mond doch selber sieht man nicht.

Doch schau! der Reif wird Blütenstaub,  
ein Lorbeerhain der Tannenwald,  
das falbe, halberstorbne Laub  
wie bunte Blumenwogen wallt!

Ist es ein Traumbild, das nur lacht?  
Ist's Frühlingstraum vom neuen Jahr? —  
Die Freiheit wandelt durch die Nacht  
mit wallend aufgelöstem Haar!

Und wandelnd späht sie rings und lauscht,  
die bleiche, hohe Königin,  
und ihre Purpurschleppen rauscht  
leis über dunkle Gräber hin.

Sie hat gar eine reiche Saat  
verborgen in der Erde Schoß;  
sie forscht, ob die und jene Tat  
nicht schon in grüne Keime sproß.

Sie drückt ein Schwert an ihre Brust,  
das blinkt im weißen Dämmerlicht;  
sie bricht in wehmutterlicher Lust  
manch blutiges Vergissmeinnicht. —

Es ist auf Erden keine Stadt,  
es ist kein Dorf, desz stille Hut  
nicht einen alten Kirchhof hat,  
darin ein freiheits-Märtrer ruht.

Gottfried Keller.

## Präludium.\*)

Novelle von Marguerite Hartmann.

„Sie tönt ganz grausam falsch — es nützt alles nichts. Sie ist fertig.“  
Ratlos, tief bestürzt dreht Hansi seine Mundharmonika in den Händen  
um und um.

\*) Vorspiel.

Er probiert wieder, bläst, andächtig nach innen hörend, summt ergänzend mit: „Und s'Breneli ab em Guggisberg —“

Es nützt nichts. Selbst Hansi mit der lebhaften Tonesatz-Phantasie kann das Gequetsche nicht in Musik umhören.

Niedergeschmettert setzt er sich auf einen Stein am Wegrand und staunt vor sich hin.

Wie soll das jetzt werden, das Leben ohne Musik? — —

Vor zwei Jahren hat er die Mundharmonika gefunden, im Wald, beim Geißenhüten. Und da sie beim Gemeindevorsteher, wohin er sie gebracht, von keinem reklamiert wurde, nahm Hansi die Harmonika als kostlichstes in seinen Besitz.

Seither ist sie seine unzertrennliche Begleiterin. Unzertrennlich? Nein, das nicht; denn oft schon hat er sie auseinander genommen, wenn neidische Brotsamen sich zwischen das Tonwerk gedrückt hatten. Im Dorf unten, beim Schuster, fand er spitze Instrumente, winzige Nägel und alles Notwendige zu der schwierigen Montierung, die er jedesmal hochpochenden Herzens, mit einem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl vollendete.

Dieses Rot glühte auf in den braunen Wangen, wenn er die Geliebte zaghaft und zart wieder an die frischen Lippen drückte und sie wirklich und wahrhaftig wieder spielte. — Und an seinem hohen Aufatmen fühlte er erst, Welch flügliche Angst er ausgestanden, daß es diesmal doch fehlen könnte.

Und jetzt, wahrhaftig, hatte es gefehlt. —

Alle Sorgfalt, alle Liebe konnten den Zerfall nicht mehr aufhalten. Hochrot, im Innersten schmerzlich gebranzt, war er hinausgeeilt aus der Schusterwerkstatt — denn drinnen hatten sie ob seiner stillen Verzweiflung gelacht.

Was wußten die von seiner Musik! —

Er drückte das Gesicht auf die Knie und biß die Zähne zusammen.

Wie soll das jetzt werden. — Auf was soll er sich freuen, beim Aufstehen? Zuhören, wenn der Sämi spielte, der drüben im Hotel Knecht war, das war schön; aber er kam gar selten, der Sämi, und selbst spielen, ganz still für sich, im Wald, das war noch viel schöner. — Und immer Neues probieren; denn wenn er mit seinen Geißen ganz weit oben war, gegen die Alp, wo nur noch spärlich die Bäume wachsen, wo Waldwiesen wie Blumenmärchen zwischen dunklen Tannen stehen, wo der Alpbach sein wildes Lied rauscht, schäumend über Felsen stürzt und zufrieden singend in die grün dämmernde Bucht hüpfst, wo Vergißmeinnicht großäugig sich im Wasser spiegeln — dann drangen aus seinem Herzen Töne, ganz leise, wundersame — daß er staunend die Augen aufriss und hinhörte.

Und die Töne formten sich zur Melodie, traurig-süß und leise, als ob Nymphen säingen in der Stadt; dann wieder jauchzend in hoher Lust, wie Engel wohl musizieren, die den Himmel sehen.

Und andächtig, halb singend, holt er die Melodie ans Licht.

Es ist nicht ganz das, es ist nicht ganz so, wie er es innen hört, aber er hat die Melodie und er hört das Fehlende hinein von innen nach außen.

Und er staunt wieder und blickt selbstvergessen hinüber zur smaragdgrünen Schlepppe des Gletschers und blickt hoch hinauf zum schimmernd weißen Haupt, das der Schneeberg so stolz ins Blaue wirft.

Was soll er jetzt, wenn er frühmorgens hinaufsteigt, das leichte Ränzlein auf dem Rücken, die hüpfenden Geißen vor sich und rings die Morgenpracht, die immer glorreicher wird, je höher er steigt, — den würzigen Duft der Alpmatten in der Nase, das Fauchzen der Freiheit in den Adern, daß er einen Födler, wild und leck, hinausschmettern muß.

Was soll er jetzt? Denn nach dem Fauchzen muß er seine Musik haben.

Hansi preßt die schmalen, jungen Fäuste in die Augenhöhlen. Eine neue kaufen, das kann er nicht, so eine wie die hier, mit dem feinen Silberglöckleinspiel, die kostete mindestens zehn Franken; wo soll er dies Heidentgeld hernehmen?

Und eine neue, das ist nicht mehr das Gleiche, die konnte er nimmer so lieb haben wie diese hier, seinen Kameraden, den lieben, in der Einsamkeit.

Aus heißen, verzweifelten Kinderaugen fielen große Tropfen auf das verbogene Weißblech.

Nach einer Weile stand er auf und schritt bergan, denn eine gute Stunde hatte er noch vor sich, trotz allen Abkürzungen, die steile Hänge in schmalem Pfad durchquerten — und er hatte heute, wie jeden Tag, seine fünf Marschstunden von der Alp her bereits hinter sich. Aber was bedeutete der Gang nach dem Dorf, was der mühsame Aufstieg? Keinen Pfifferling, wenn es nur seiner Musik geholfen hätte.

Schräg fallen die Strahlen des Himmelslichtes, und jetzt schiebt der goldene Ball sich langsam hinter eine Bergwand, der Himmel leuchtet grünlich-blau, das Rosenhorn glüht auf, die Spitzen des Well- und Wetterhorns leuchten golden, und auf einmal steht die Eigerwand in Rosenglut, es schimmern die trockigen Felsklippen der Engelhörner in rotem Schein, als färbe den Bergesalten sein ob dem Scheiden der Sonne erzürntes Blut, die seine steinerne Brust, seine zärtige Mähne feurig überglutet. Und lauter tosen die wilden Wasser, und brausender rauschen die Fälle auf, die Matten grünen tiefer, und dem schlanken Buben ist, er müsse die Arme breiten, all das leuchtende, das wildbrandende Leben an sich reißen und wieder ausströmen als wildfauchzende, himmelstürmende Lebensmelodie.

Vor ihm breitet sich eine Mulde, in deren Grün das Braun der Oberländerhäuschen sich zärtlich einschmiegt. Oben auf dem Hügel thront stolz ein Gasthof.

Am Abhang steht ein Häuschen, schmuck und klein, und er ist jetzt so

nah, daß er den Spruch entziffern kann, der unter dem mittleren Fenster steht, und er finnt wieder, warum nur sein Vater just das geschrieben und nicht etwas anderes:

„Allen, die mich kennen,  
Geb' Gott, was sie mir gönnen.“

Aha, darum hatten sie wohl so wenig. — Zumal seit sie den Vater tot heimgebracht, damals nach dem Sturm, den keiner vergaß und der auch dem vornehmnen Fremden, den der Vater geführt, das Leben gekostet hatte.

Was die Mutter seither schaffen mußte, und sparen, sparen, für das Häuschen, für ihn und für Toneli, den Bruder!

Eben tritt sie aus dem Geißenstall, eine große gutgewachsene Frau, ein braunes, ruhiges Gesicht mit regelmäßigen Zügen und dunklen Augen, wie sie, nur größer und geheimnisvoller, in Hansis schmalem Gesicht brennen.

Und wie er seine Mutter sieht, sticht der Schmerz ihn wieder, ganz hohl und zag ist seine Stimme:

„Mutter — meine Musik ist hin — —“

„Kannst sie nicht mehr flicken?“

„S' ist aus!“

Hansi atmet hastig und hart, um nicht aufzuheulen.

Das Gesicht der Frau verdunkelt sich. Was der Bub leidenschaftlich ist! — er wird es nicht leicht haben — —

„Mußt dir halt eine neue verdienen.“ . . . „Mit was?“ . . . „Geh dienen im Hotel —“

Die braunen Fäuste ballen sich, das Knabengesicht wird hart und streng:  
„Nein, ich dien' nicht.“

„Der Sämi war vorhin da, sie brauchen jemand, die Gartenwege zu jätzen.“

„Ich hüte die Geißen. Was hätt' ich denn noch? — — Nicht mehr auf die Alp?“

„Im Garten bist auch draußen. Und jeden Tag verdienst zwei Franken. Einen Buben geb ich dir davon. Ich hab's nötig, daß mir eines hilft; und denke, zwei Franken, das ist viel Geld.“

„Das schon, aber die Geißen?“ . . . „Kann der Toneli führen, er ist bald zehn.“ . . . „Nicht mehr auf die Alp? — —“

Hansi beißt die Zähne zusammen und senkt den Kopf.

„Kannst in der Frühe hinauf, Alpenrosen sammeln und sie verkaufen im Hotel.“

„Die Alpenrosen sollen sie selbst holen. Mit denen handle ich nicht.“

„Was du ein Trotzkopf bist! Immer mußt du etwas Besonderes einwenden. Kannst nicht auch sein wie andere und auf den Verdienst sehen? Wo wir's so nötig haben! Was ist denn dabei, wenn du Alpenrosen verkauft?“

„Daß ich mich schäm' für die Blumen. Wenn einer sie lieb hat, so soll er hinauf und sie verdienen.“

Sie kann ihm nicht zürnen. . . „Denk doch auch an mich, Bub.“

Hansi bohrt mit der Schuhspitze den Boden, dann schaut er auf:

„Täten will ich — aber nur dir zu lieb — und halt wegen der Musik. Drei Monate muß ich warten, mindestens — — und nachher ist der Sommer vorbei, auf der Alp.“

Eine strenge Falte steht zwischen seinen Augen, es zuckt und arbeitet in dem jungen Gesicht. — — Nicht mehr auf die Alp, keine Musik! — — und am End scharwenzeln müssen, vor Stadtleuten — —

Tag für Tag kauert er jetzt auf den bekiesten Wegen, tagsüber etwas abseits, um mit seiner Arbeit die Gäste nicht zu stören. Nur frühmorgens schafft er auf dem freien, weiten Platz, der vor dem Gasthof sich dehnt, harft den Kies wieder zurecht; stellt die großen Korbstühle wieder hin, damit die Gäste, bequem zurückgelehnt, einen Blick auf die Berge werfen können, wenn dies in einer Sprechpause ihnen einfällt. — —

Die ersten Funken schießen auf.

Oh, seine Berge! — —

Jetzt zucken goldene Pfeile über die Gipfel.

Wie tuichtig, wie unnahbar stolz und rein stehen sie in der Morgenschöne. So durchsichtig ist die Luft, daß er meint, die Gemsen äsen zu sehen, drüben am Osschenhorn. Klar wie ein Gottesauge, dunkelblau, liegt der See dort zwischen den Bergen. Und auf einmal funkelt Alles und leuchtet in feierlichem Glanz, daß er die Augen schließt — — Jetzt oben sein, auf der Alp und das sehen! — Hier, die Menschen schlafen, sie wissen nichts vom Morgengottesdienst der Firnen — sehen nicht die Pracht.

Er dreht den Kopf und mißt in verächtlicher Trauer die geschlossenen Läden. — Aber dort oben, wahrhaftig, steht ein Mensch, und staunt weitoffenen Auges hinaus. — Einer, — doch Einer wenigstens. — —

Ein Junger ist's, mit blondem Haar, das wirr von der hohen Stirne zurückfällt. Hansi liebt ihn, um seiner Andacht, seiner Stille willen, mit der er die Berge grüßt in der Morgenschöne. Und jetzt fällt ihm ein, er hat ihn gesehen, den Fremden, vor ein paar Tagen, wie er frühmorgens ausgezogen ist, mit Seil und Pickel. Das ist einer von den Rechten. Darum steht er da, jetzt.

Hoch auf dem Weg zur Alp sieht er den Toneli, vor sich die hüpfenden Geißen — und er jauchzt, der Toneli, er jauchzt. — —

Warum kniet er hier und zupft Gas? . . . Für die Musik. — — Wohl steht ein liebender Gedanke bei der Mutter; aber für ein Opfer, das die Monde umfaßt, die ihm höchste Lebenswonne sind, — der Sommer auf der Alp, — für das ist sein Knabenherz noch nicht reif. —

Die Musik, — — immer wieder vergißt er's, und seine Hand zuckt in die Tasche — aber da sind Trümmer ohne Leben.

Aber was ist das jetzt — Was ist? — —

Hansi wird bleich und starrt nach dem Musikzimmer, das ebener Erde gegen den Garten liegt.

Silberhelle Tropfen, als lachten Elfen — ein Aufrauschen, verhalten, gedämpft, fern grossender Donner, Gelächter, als rase der Föhnen.

Und jetzt betete eine Mutter in Sturmesnacht. — —

Hansi rutscht auf den Knien nach der Türe — —

Jetzt eine seltsame reine Harmonie, als läuteten seine Alpenblumen im Chor ein weltfremd Lobelied, und Wasserfälle rauschen auf und silberhelle Quellen murmeln in lieblicher Begleitung.

Was in erschlossenem Unterbewußtsein längst in ihm geruht, was ahnend seine Seele erfüllt, was heiß sein Herz erträumt und erlauscht, es wird vor seinem Ohr lebendig. Das, das ist die Musik — Sein Herz pocht seltsam wild und weh. Seine Hände öffnen sich, als könne er das Erlauschte fassen, als müsse er trinken am quellenden Born, den ein Meister ihm erschlossen.

Jäh steht der Fremde auf vom Klavier und tritt zur Türe. Er erblickt den Knieenden, sieht in ein sehnüchsig erhobenes, fahles Knabengesicht.

Und des Künstlers Blick, dessen Blau ein so seltsames Licht durchbricht, senkt sich in zwei dunkle, heiße Knabenaugen, die weltfremd, selbstvergessen, in Andacht zu ihm aufbrennen.

Er lächelt, der Künstler, gütig und beglückt — —

Diese Huldigung einer Kunst, dies junge Gesicht, der Ausdruck dieser Knabenaugen erlauben ihn kostlicher als der tosende Beifall, der ihn im Konzertsaal auffrässt.

Alles vergessend, wie ein Verdurstender, stammelt Hansi: „Mehr — —“

Und jetzt lacht der Fremde, daß es wie Sonne sich über sein Gesicht legt, und er sagt ergötzt:

„Nein, Kleiner, das war mein Morgengebet, laß es dir genügen. — —“

Beschämt, in Trauer senkt sich der Knabenkopf; etwas in seiner Haltung greift dem Künstler ans Herz. Interessiert betrachtet er den schmalen dunklen Kopf und begegnet wieder den heißen Augen, die in scheuer Bitte die seinen suchen.

„Was tust du hier?“ Hansi steht auf: „Halt jäten.“

„Machst du das gern?“ ... „Nein.“ ... „So, also tust Geld verdienen?“ ... „Ja, für die Musik.“ ... „Für die Musik, wieso?“

Seit er den Künstler gehört, schämt er sich der Blechstücke, die er wie Reliquien mit sich herumträgt — — und auf einmal weiß er, das ist nichts, das ist armselig, auch die neue Harmonika, für die er hier kniet.

Ein Gefühl namenloser Trauer schnürt sein Herz zusammen. — Er schlucht an heißen Tropfen, die würgend seine Kehle engen.

„Ich will sie nicht mehr — jetzt. Die Freud' ist hin.“ ... „Ich versteh' nicht.“ ... „Für eine neue hab ich geschafft.“

Und hochrot zieht er die Trümmer der Harmonika aus der Tasche.

Es zuckt um des Künstlers Mund, und doch — er kann nicht lachen. — Und in weitern zehn Minuten kennt er Hansis Geschichte, die der Harmonika und aller Melodien, die Hansi scheu ihm erklärt. Und er ahnt aus Eigenem Alles, was in der jungen Seele zum Werden drängt. —



Giob.

„Kleiner Schöpfer.“

Kein Mensch hat Hansi je so verstanden, keiner ihn so angehört, „Musiknarr“ haben sie ihn ausgelacht. —

Und dieser hier — der Große — wie gütig verstehend er zu ihm niedersicht!

Hansi kämpft einen schweren Kampf mit seinem Stolze, seiner Scheu und dem Bewußtsein seiner Unbescheidenheit — — wann aber, wann wieder kam ein solcher Augenblick? — —

— der Fremde wandte sich zum Gehen. Gäste strömten aus den Türen. —

Angstvoll schreit es in dem Knabenherzen auf: Ich werde ihn nie mehr hören — er — er kann mir helfen. — Er ist gut. Er ist Musik — —

Vor Erregung gleich hastet er ihm nach: „Nehmt mich mit.“

„Wohin denn, ich bleibe hier, noch zwei Wochen.“

„Ich will Schuhe putzen, Kleider bürsten, Koffer tragen — —“

„Ich meinte, du willst nicht dienen, du willst frei sein — auf der Alp?“

... „Für die Musik — —“ ... „In große Städte reis' ich, zwischen Häuserbergen mußt du sein, in Staub, Lärm und Menschenhaufen.“

Hansis Augen werden angstvoll und groß. Dann schnauft er auf:

„Ich hab' die Musik.“ ... „Leicht ist nicht der Kunst zu dienen. Werben mußt du, jahrelang. Lernen, kämpfen, hoffen, zweifeln — und bist doch nichts.“ ... „Ich will Alles — für die Musik.“

„Und die Ebene, endlos, wird sich vor dir dehnen. Was willst du, Kind der Berge, ohne Seen und Firnenschnee, ohne Todler, ohne Alp? Die Ebene macht dich heimwehkrank.“

„Dann wird es Musik. Große. Daz die Menschen alle meine Berge lieben und die Wasser hören und die Blumen sehn. Daz sie den Duft verspüren von den grünen Matten und die Sennen jodeln hören.“

Er hält inne, seine Augen verdunkeln sich, beklemmend überfällt ihn die Vorahnung der Ebene, die er nicht kennt. — — Er erfüllt mit ahnender Seele, den langen, mühseligen, heißen Weg, der ihn vom freien Odem erreichter Höhe trennt. — — —

Und der neben ihm sagt nachdenklich: „Präludium. — — Gut, es sei. Wir wollen hören, was das Leben in dir reift.“

In Hansis Herzen weint und lacht es, eine seltsam wirre Melodie — — er weiß nicht, wird es Glück, wird es Weh — —

— — —

Sechs Wochen später sitzt Hansi zum ersten Mal in einem Konzertsaal.

Scheu zusammengezogen, drückt er sich in eine Ecke — — ein verirrtes, unglückliches Menschlein, — nicht mehr der Musikhansi; denn wo vorher Jubel war, Andacht und Melodie, da ist jetzt lastendes Schweigen, das ihn zu ersticken droht.

So fremd, so voll Hass, so grausam unpersonlich ist sein Leben geworden. Er findet sich nicht zurecht, findet nicht zurück zu sich selbst.

Die Morgen! Wie ein Verdammter stiert er gegen die Mauern, die sich um ihn türmen. Er wischt Staub und ist franz vor Sehnsucht nach der Sonne. Er fegt Treppen, und Entsetzen ist in ihm; wo ist labendes Grün? Wie weit muß er laufen, um hinaus zu kommen aus der Unendlichkeit dieser feindlichen Mauern? Die Luft macht ihn franz. Die Tage sind bleierne Ketten,

unter denen er sich matt herumschleppt. Wie einem glühend gehaßten Feind sieht er dem Meister oft ins Gesicht, wenn er mit kurzen, knappen Befehlen sein Wesen geißelt. Und er sieht eine Feindin in der alten Dame, seiner Mutter, die misstrauisch sein Tun überwacht. Sie martert ihn mit ihren Fragen nach seiner Heimat. Das ist, als ob ein Grausamer in blutender Wunde wühlte. — — —

Keine Musik — keinen Ton hat er noch gehört in diesen Wochen. Und der Meister ist tagelang abwesend.

Vorgestern ist er zu ihm gekommen, in sein Hinterzimmer, durch dessen Fenster eine graue Mauer höhnt, und er hat ihm dies Papier in die Hand gedrückt. Dabei hat er ihm die Hand auf den Kopf gelegt und ihn lange, ganz merkwürdig angeschaut, bis Hansi ganz schwer und zitternd atmet.

Er liest wieder den Text, er kann ihn jetzt auswendig, er fühlt den seltenen Wohlklang der harmherzigen Worte; aber seine Seele vermag dem begnadeten Geiste eines der Größten noch nicht zu folgen. Ihm ist, es brenne da in ihm eine große, offene Wunde, als habe da sein Herz sich losgerissen und irre weit, weit weg von ihm — — — der Heimat zu. Ihm ist, es könne nur Alpbachwasser das Brennen dieser Wunde mehr fühlen — — — oder Mutterhände, von denen er sich mit abgewandtem, verzerrtem Gesichte losgerissen.

Mutter! — — Er kann nicht weinen, der Hansi, sonst würde es ein Schreien wie von einem gequälten Tier. Er preßt die Hände zusammen und stöhnt bang auf, und er fühlt die verwunderten Blicke der Nachbarn auf seinem Gesichte tasten.

Jetzt erstirbt der Lichtglanz zu sanftem Schein, und still wird das Rauschen und Plaudern ringsum.

Ein Klopfen. Das Orchester sieht ein.

Hansi horcht auf, bekommnis, atemlos — und sinkt wieder zusammen — — noch versteht er nicht. Und sein Herz ist weit, weit weg.

Aber da! — Sind das Töne gerade vom Himmel her? Diese Stimme, die so voll und sanft, so leicht und doch voll wundersamer Kraft, ergreifend über der gedämpften Umkränzung der Orchesterstimmen schwebt?

Weit vorgebeugt sieht Hansi mit starren Augen. — —

Plötzlich — — wie eine Offenbarung, erlebt er die Worte, die tröstlichen, harmherzigen — — denn seine Not ist übergroß, wie die des andern, für den Goethe sie geschrieben.

Ein wundes Herz; fruchtbare Erde für die Goldkörner des Meisters!

Hansi erzittert. Balsam tropft auf die offene Wunde, breitet lichtend sich aus.

Und dort oben in der Frauenkehle über dem Chor erlesener Männerstimmen, wird das Wort vergöttlicht durch den Ausdruck:

„Ist auf deinem Psalter,  
Vater der Liebe, ein Ton  
Seinem Ohre vernehmlich,  
So erquicke sein Herz!  
Öffne den umwölkten Blick  
Über die tausend Quellen  
Neben dem Durstenden  
In der Wüste!“

Befreiende, gnadenreiche Tropfen der Erlösung überströmen sein Gesicht. Die zaghende Seele öffnet ihre Schwingen unter der Vermählung von Wort und Ton, die zwei Meister — Goethe und Brahms — in Unsterblichkeit verbunden.

Hansis Herz ist wieder da! Es hebt, es dankt und bittet in seiner Brust:

„Vater im Himmel, gib mir Kraft — laß mich die Heimat finden in der Kunst!“

Stürmischer Beifall donnert durch den Raum, reißt ihn jäh hoch aus der Andacht, und gepeinigt fragt er: Warum lärmten die Menschen so? Warum zerplatzen sie mit lautem Tun diese Schönheit?

Neben ihm stand plötzlich der Meister, erschüttert, und winkt ihm zu folgen. Und jetzt sah der andere das Maß auf dem bleichen Knabengesicht, sah den neuen Geist auf der jungen Stirne und er nickte vor sich hin.

„Wer das könnte!“ stammelte Hansi draußen und in den gestern so düstern Augen flammt festliches Feuer.

„Das war Vollendung. Das war Höchstes!“ antwortet der Meister und legt die Hand auf seine Schulter: „Für dich kommt jetzt der Anfang.“

Das junge Gesicht hebt sich in atemloser Spannung und leise kommt die Frage: „Also ich darf?“

„Ja — jetzt darfst du! Morgen führe ich dich zu deinem Lehrer.“

Er sieht das enttäuschte Gesicht und lächelt:

„Nein Kleiner — bei mir noch nicht. Das kommt später!“

Hansi blickt auf, bittend, angstvoll, denn auf einmal fühlt er des Meisters Güte. Alles ist gut, das Leben, die Menschen — nach dieser Musik! — —

„Aber ich darf bei Ihnen bleiben? Hab ich nicht recht getan?“

„Gewiß Hansi, hast du recht getan. Das war harte Prüfung deiner Ausdauer, diese Wochen, gelt? Du warst nahe dem Versagen, Arbeit — nur Arbeit und — keine Musik!“ ... Hansi steht wortlos.

„Das harte war notwendig. Früh muß leiden, wer der Kunst dienen will. Alles Erhabene, das wir der Kunst danken, wurde irgendwie durch tiefes Menschenleid geboren. Deine Schule wird nicht leicht sein! Aber ich weiß jetzt; es ist viel Kraft in dir und ein großer, schöner Wille. Ich sah

deine Not — — Die Brahms-Rhapsodie wurde für dich trostvolle Befreiung.”“

Der Knabe antwortete leise: „Das ist noch in mir. Das bleibt da stehen, wie eine Kapelle auf hohem Berg. Das ist Zuflucht, wenn die Not wieder kommen will.“

Ernst blickt der Meister: „Besinne dich! Hans, willst du zurück? Noch ist es Zeit. Kein Vorwurf wird dich treffen — die Heimat wartet — und deine Mutter! — — Denn was jetzt kommt, ist nicht Klang und Fülle und Genießen, sondern hartes Studium. Ich gebe dir nur die Gelegenheit,emporarbeiten sollst du dich selbst!“

Die Knabenbrust arbeitet schwer, seine Blicke hasten gequält über die Häuserreihen, werfen sich steil empor. — Wo ist die freie Welt des Sternenhimmels, der in geheimnisvollem Licht das Ewige aufschimmern lässt, seinen Grenzen nah? Trozig hinaufstürmend ins Blau der Nächte; seine Schneefirnen? Wo ist das lebendige Leben; Grossen der Berge; Rauschen der Quellen, in Urkraft empordrängend auf die Schönheit der Erde; aufrauschend, als Melodie der Welt in die Stille der Gebirgsnacht, Grundton alles Bestehenden?

Menschen drängen, Wagen rasseln, elektrische Bahnen surren; wildes Haste, harter Lärm zerbricht die Erhabenheit der Nacht.

Und Hansi erkennt: Auch eine Welt, auch lebendiges Leben — auch eine Melodie ; — nur der Grundton wechselt — — er ist hastig und türmt schrill sich auf, voller Rätsel.

Mit grossem Blick sieht er dem Meister ins Gesicht: „Danke! Und ich will!“

„Recht so Hans! Jetzt aber schreibe deiner Mutter. Sie fragt nach dir.“

Nur eine Karte hat er nach Hause gesandt, gleich nach der Ankunft in der fremden, großen Stadt. Seither nichts mehr. Er war wie ein abgerissenes Blatt, das der Sturm vor sich her wirbelt und nirgends ruhen lässt. Er hat nicht geschrieben, weil er wusste: es würde ein einziger, todbanger Schrei. Und lügen konnte er nicht.

In seinem Zimmer saß er nachher und empfand den Raum auf einmal nicht mehr so fremd, so unpersönlich. Das wurden schützende Wände, die sein Eigenleben umschlossen. Alle Dinge, Tisch, Stühle und Bett sah er mit den guten Augen an, mit denen man Freunde anblickt.

Freundlich woben sich Beziehungen von den Geräten zu ihm, daß ein scheues, kleines Heimatgefühl in ihm aufkam.

Und hier die rote Mappe und das hübsche Tintengeschirr, das hatte ihm heute beim Heimkommen die Mutter seines Herrn geschenkt, das gehörte ihm also ganz. Das hatte er nie erwartet, so etwas von dieser Frau zu bekommen, so etwas Feines. Sie gab ihm ja den Lohn, und war ihm keine

Geschenke schuldig. Am Ende war sie eine ganz Gute und er hatte nur Alles übel ausgelegt, in dieser schlimmen Zeit? Wenn er so nachdachte, so hatte alles, was sie tat, zwei Seiten; es kam nur darauf an, mit welchen Augen man es ansah.

So, vielleicht ging es jetzt mit dem Schreiben. Heute war ein guter Tag. Aufatmend nahm er einen Bogen Papier und schrieb.

**Liebe Mutter!**

Jetzt kann ich dir schreiben; vorher war es nicht gut. Es ist ein großer Unterschied. Hier stehen die Häuser dicht wie die Tannen im Wald. Dagegen steh'n die Bäume so selten wie bei uns die Häuser. Und weil die Häuser alle voll Menschen sind, ist es wie ein Waldhengsthaufen. Ein Gewimmel und Gespringe, man weiß nicht recht, warum. Jeder will dem Andern vor, wie daheim bei einer Feuerzbrunst. Alles ist pressiert. Sie reden viel und haben in einer Minute mehr gesagt wie gedacht. Alles ist umgekehrt wie daheim; oder schneller, ich glaub, auch ihr Leben.

Es hat schon auch Matten, aber es würde für keine Geiß reichen, es breicht, mein ich, grad für jeden Menschen einen Halm, so viel laufen in diesen Anlagen hin und her. Denkmäler sind große und schöne hier, aber weil ich nicht weiß, warum daß sie dastehen, hat es für mich keinen Sinn, sie lange anzusehen. Ich habe Tell gesucht oder Pestalozzi, aber sie sind nicht hier; da ging ich wieder in mein Zimmer, weil ich meine, man ist da weniger ein Fremder.

Ich habe immer auf etwas gewartet diese sechs Wochen. Ich weiß nicht auf was; ich meinte nur, so kann es nicht bleiben, so kann Einer nicht leben. Und seither muß ich oft an den Thomas denken, der zu zehn Jahren verurteilt ist. Das dürfte kein Mensch dem andern befehlen; auch wegen dem Anzünden nicht. Wenn ich größer bin, so schreibe ich an die Richter.

Wenn doch nur ein Berg da wäre! Nur einer. Nachts im Traum fliege ich, da sehe ich das Wetterhorn, es ist wie ein Märchen, Mutter.

Ich möchte Deine Hände in den meinen haben, wenn's nur schnell wäre, auf einen Augenblick, Mutter. Oder daß Du mir das Trauwättli knüppfst. Oder mir das Brot abschneidest. Ich kann es schon, Mutter; es ist nur wegen Deinem Gesicht, und weil ich kein Bild habe.

Den Lohn schicke ich Dir, es fehlt nur das für Marken und Papier.

Mein Meister ist gut. Seit heute weiß ich das für sicher. Ich mußte nur warten wegen der Musik. Heute ist alles besser. Ich habe eine Musik gehört, ich wußte nicht, daß es so etwas gibt. Wenn ich daran denke, so ist alles recht, alles wird nicht zu schwer. Das war so, wie wenn der Heiland, weiß, ganz im Licht, zu Thomas im Gefängnis trate und würde zu ihm sprechen: „Du hast gelitten. Alles ist dir vergeben. Alles ist gut. Komm an die Sonne. Ich habe dich lieb.“

Und wenn der Heiland ihn an die Hand nimmt und ihn auf die Matten führt, wie meinst Du, Mutter, daß es dem Thomas ergeht?

So war es mir heute.

Das ist das Großartige an der Stadt, daß sie hier so etwas können. Darum bleibe ich hier. Wenn ich dann weiß: so, jetzt kann ich auch etwas, dann komm' ich heim. Vorher nicht.

Sag dem Toneli, er soll der Weißen mehr Salz geben, sonst vergißt er's wieder, sie kann nichts dafür, daß ich fort bin. Er mag sie halt nicht, weil sie immer steigt; grad darum hab ich sie gern, weil sie ist wie eine Gemse. Und ich laß den Toneli grüßen, er soll es mir zulieb tun.

Wenn die Mauer nicht wäre, grad gegenüber, so wär mein Zimmer wie dem Herrn Pfarrer seines.

Ade Mutter.

Es grüßt dich vielmals

Dein Hansi.

Längst war der Brief fertig, aber das Deckenlicht beschien noch immer den Knaben, der still am Tische saß. Bange Trauer war in ihm. Noch konnte die Einsamkeit ihm noch nicht Freundin sein. — Das Zurückblicken gab noch nicht den Trost durchkämpfter Strecken; es gab nur Heinweh nach der verlorenen, selbstsicheren Froheit unbefangener Kindertage.

Und die Zukunft dehnte sich vor ihm im lastenden Nebel der Ebene.

„Es gibt nur Eines, um da heraus zu kommen, Schaffen. Unermüdlich! Ich will vorwärts. Ich will hinauf!“

Die junge Hand lag nachdrücklich zur Faust geballt auf dem Tisch; zuni voraus abwehrbereit gegen unbekannte Hindernisse.

Erschrockt von dem eigenen Stimmklang, sah er um sich; doppelt schmerzhaft empfand er auf einmal seine Einsamkeit. Und eine stumpfe Angst vor dem Leben zwang ihm den Kopf in die Arme.

Plötzlich hob er das verweinte Gesicht und horchte gespannt auf. Ganz leise — wie aus weiter Ferne, klangen gedämpfte Aufforde auf — brachen wieder ab. Er wußte nicht, ist das Wirklichkeit? Da — wieder. Nein, das ist keine Täuschung. Das ist Musik.

Behutsam öffnete er seine Türe, trat hinaus. Dort — aus dem Raum, der bisher immer verschlossen war und den er noch nie gesehen — fiel aus der nur angelehnten Tür ein Lichtstreifen auf die Diele mit den dunkeln, altertümlichen Möbeln. . . . Raum wagte er zu atmen; denn dort drinnen war es jetzt ganz still. Und er empfand sein Heraustreten, sein Hiersein als unerlaubt, als eine Ungehörigkeit vor seinem Herrn und vor sich selbst; denn auf einmal wußte er: „Das dort ist das Musikzimmer und der Meister schafft.“

Draußen schlug irgendwoher eine Kirchenuhr die erste Stunde nach Mitternacht. . . . Aber jetzt, wie hingeträumt, klang eine wundersame Melodie

auf, von Variationen umrankt, hob sie immer klarer sich ab; stand in reiner, feierlicher Schönheit im Raum und sang ergreifende Bitte, in Sehnsucht sich ausschwingend zum Göttlichen.

Dem Knaben ward das Gemach zum Tempel. ... Hatte er eine Bewegung gemacht? Fühlten die geschärften Sinne des Schaffenden die Nähe eines Menschen?

Plötzlich stand der Künstler in der weit aufgerissenen Türe. Strahlendes Licht erfüllte den Raum, in den Hansi — tödlich erschrocken — einen einzigen Blick warf. Dann senkte er den Kopf. Ihn peitschte brennende Scham; doch der Zwang, die Musikliebe, die ihn zur Schwelle des Gemachses gezogen, war stärker gewesen, als die zarte Empfindung, die ihn zurückhalten wollte.

Weinlich überrascht, dann im Zorn, sah der Künstler auf den Knaben, der ganz in sich zusammengezogen, am Türpfosten lehnte.

„Was tust du hier?! — Herrgott, Mensch! Fühlst du denn nicht, wie unfein das ist? — Du, das mag ich nicht! Verstanden?“

Wenn er doch ins Dunkel fliehen könnte! Aber die Füße versagten den Dienst. O — wie die empörte Stimme — der Zorn des Meisters ihn traf! Die Demütigung war größer als die Schuld — —

„Schleicher!“

Er zuckte auf wie unter einem Peitschenhieb; stand steil. Da hob er das Gesicht und sah mit einem unbeschreiblichen Blick in des Meisters zornigerötetes Antlitz. Tieffschmerzliches Staunen, Empörung und Weh bog herb den jungen Mund.

Unter dem Blick der dunklen Augen überkam den Größern auf einmal das Gefühl, er mache den Kleinen da vor ihm zum Kreuzträger.

Da fasste er mit zarter Gebärde des Knaben Hand: „Komm, Hansi.“

Mit großen, stillen Augen überschritt er an des Meisters Hand die Schwelle. In der Seele des aufgewühlten Menschleins klang es: Leid öffnet mir des Tempels Tor.

Und dann saß er andächtig wie in der Kirche, in einem der tiefen, dunklen Armstühle mit den hohen, geschnittenen Lehnen.

Vor dem Flügel, in der Mitte des vornehmen Raumes, ließ der Meister sich nieder; hell fiel das Licht auf die blonden, zerwühlten Haare über der hohen Stirn. — Mit einer eigenen Bewegung hob er plötzlich den Kopf und kehrte das scharfgeschnittene, helle Gesicht mit der leicht gebogenen Nase dem Jungen zu. Die blauen Augen forschten mit einem merkwürdigen, wie verlegenen Ausdruck in des andern Zügen. Leicht lagen die Hände auf den Tasten, plötzlich flog ein liebes Lächeln über sein Gesicht:

„Das ist für dich, Hansi — — das ist meine Abbitte. Du hast aus Liebe gefehlt, ich aus Zorn. Wollen wir uns wieder vertragen? Ja?“ Unter der Sturzwelle einer unsagbaren Gemütsbewegung, nickte Hansi heizerrötend:

Ja. . . Und eine süße, unendlich trostthafte Weise klang ganz leise auf in die Stille der Nacht.

Sechs Jahre schritten vorüber. Harte, unerbittliche Lehrjahre. Längst verdiente er den Lebensunterhalt durch Unterricht. Aber des Meisters Güte hielt ihm die Tore offen, daß er nicht in Frohdienst versank. Karge Briefe,



Der Spaziergang.

wenig Geld hatte er heimgeschickt. — Doch die Heimat hat er noch nicht wiedersehen.

Das Leben hatte ihn in die Fänge genommen, wirbelte ihn durch Lust und Leid. Es jagte ihn durch Arbeitsraserei und sah in stumpfer Tatenlosig-

seit ihn mutlos brüten. Es ließ in Hochmut ihn stelzen und schleuderte ihn tief. Liebe riß in Begeisterung ihn hoch und er lernte hassen. Über Unerreichtem sah es in Einsamkeit ihn weinen.

Aber eine geheimnisvolle Kraft war in ihm. Er blieb nicht mehr, über die eigenen Wunden gebeugt, stehen, um sie zu beschauen. Es war, als ob jede neue zerschellte Hoffnung ihm mehr Feuer gäbe, noch mehr Hingabe und jauchzendes Vorwärtsdrängen.

Und es kam ein Abend, da stand er schlank und rank auf dem Podium.

Über das erbläßte Jungmännergesicht tropften Perlen der Arbeit. Aber die Augen strahlen Siegesjubel — Tag der Erfüllung!

Um ihn ist Beifallstosen, Rufen, Trampeln.

Schöne Frauen winken, lächeln mit feuchten Augen ihm zu. Männer blicken ergriffen. Von den Tribünen braust sein Name durch den Raum: die Jugend!

Er fühlt das lebendige Glück des Augenblicks. Eine hohe, reine Freude jaucht auf in ihm. Und doch war er nie demütiger als jetzt. Und doch empfand er nie so eindringlich die Beschränkung des Willens gegenüber der Kunst, als in diesem Momente. —

Denn jetzt wolle er seinen Jubel, sein Glück in eigener Schöpfung aussströmen; nachdem unter vollständiger Hingabe seines Wesens die alte Meisterschöpfung ihm Erfüllung gebracht.

Sein Meister und Lehrer saß in der ersten Reihe.

Fragend, in tiefster Erregung sucht der junge Künstler des Meisters Blick. Heimlich, eindringlich nicht der ihm ermutigend zu.

Da trat er mit einer leichten Verbeugung zurück und setzte sich wieder an den Flügel.

Aus längst vergangenen Tagen sang eines Silberglöckleins Ton. Wie eine Kinderfrage hüpfst es hoch und rein in den Raum. Und Antwort perlst, von da, von dort, wurde Rhythmus, wuchs zum Chor. Ein Mensch schreitet einsam auf schmalem Grat. Not schreit auf. Bitte fleht. Dumpf rollen bange Fragen hinein.

Und die Menge starrt erschüttert zu dem Menschen empor, der mit geisterbleichem Gesicht vor ihr sein Herzblut ausspielt.

Ob sie ihn verstehen, er weiß es nicht. Er denkt nicht an sie, er ist wie in einem Trausch. Und er führt sie durch tröstliche Hoffnung, reizt sie mit in seine Befreiung, in seinen Dank und seinen Jubel, in seine jauchzende Liebe zur Kunst.

Minutenlanger Beifall flirrt auf. Hans ist aufs tieffste erschöpft. Mit einem verzerrten, müden Lächeln stand er auf und verbeugte sich kurz. Noch einmal tost der Jubel auf. Stehend bringen sie ihm stürmisch Ovationen.

Merkwürdig ruhig ließ er den Beifallsturm über sich hingehen. Mit

einem leichten Neigen trat er zurück und verschwand rasch durch die schmale Türe des Bühneneingangs. Im engen Gange, der zum Künstlerzimmer führte, blieb er stehen, lehnte müde die brennende Stirn an die kühle Wand. Ein Geräusch schreckte ihn auf. Rasch trat er in das Zimmer. Gleich hinter ihm wurde die Türe aufgerissen und mit glücklichem Gesicht stand der Meister vor ihm: „Hans — das war herrlich! Das war vollendet!“

Und impulsiv schlang er den Arm um seines Jüngers Schulter. Hans schüttelte traurig den Kopf: „Sag das nicht! Lang ist es nicht, wie ich es wollte — es blieb Präludium.“

„Hans — ich will nicht von deinem Erfolge sprechen; ob schon du wahrhaftig Grund hättest, glücklich zu sein! Was wollen wir denn mehr, als die Menschen mitreißen — der Höhe zu?“

„Noch blebe ich an steiler Wand. Der Wille ist da, die Höhe zu erklimmen — aber das Können nicht!“

Der Ältere betrachtete kopfschüttelnd den schlanken, jungen Mann, dessen Rechte sich um eine Stuhllehne krampfte. Der schöne Mund war zusammengepreßt, über der schmalrückigen Nase stand eine tiefe Falte und die sprühenden, dunklen Augen starrten vor sich hin.

„Mensch — wie kommst du mir vor! Herrgott im Himmel! Erlebt der Junge bei seinem Debut einen durchschlagenden Erfolg und steht nachher da wie die lebendige Trauer! Weißt du, was dir fehlt? Übermüdet bist du; geistig erschöpft —“

Hans unterbrach: „Das ist es ja, was mich niederdrückt; eben dieses Bewußtsein der Erschöpfung — — ich bin leer gebrannt, ausgeschöpft, und kann nicht weiter!“

„Ja Hansi — verlange nichts Unmögliches! Du stehst am Anfang und willst gleich ganz oben sein — das, mein Lieber, möchte noch Mancher! Aber mir, deinem Lehrer, wirst du glauben, wenn ich dir sage: Es ist eine prächtige Schöpfung! Was ich da hörte, hat mich überrascht und tief bewegt durch die ergreifende, persönliche Note, die dein Werk seelisch vertieft. Mit Riesen-schritten stürmst du vorwärts — der Vollendung entgegen. — Wahrhaftig — du schreitest auf steilem Pfad. Darum; jetzt ausschauen, jetzt ist absolute Ruhe für dich notwendig. Geh heim und sei froh und glücklich, etwas Positives geleistet zu haben! Das soll dir Befreiung sein!“

„Erst am Anfang —“ murmelte der Jüngere.

Das Gesicht des Blonden, Altern, wurde tiefernst, langsam glitt sein Arm von seines Schülers Schulter.

„Wär' ich es noch! Mensch — die schönste Strecke liegt vor dir, der Aufstieg!“

Hans hob den Blick und sah, betroffen über den Ton, in des Meisters Gesicht. Es war traurig. Jetzt aber flog ein merkwürdiges, zuckendes Lächeln

über die Züge dessen, der ihm längst Freund geworden, und schon lag wieder blickender Glanz in den blauen Augen, als er Hans anblickte: „Heute Abend beneidete ich dich um deine Jugend —“

„Aber —“ ... „Läßt nur, ich weiß alles, was du mir sagen willst. Die Wahrheit liegt aber in meinem Gefühl, nicht in dem, was du jetzt denkst.“

„Wieso?“ ... „Die Angelangten, die — sagen wir — Berühmten, sind weniger glücklich als die sogenannten Ringenden. Kampf ist Glück!“

Jetzt ergriff Hans des Meisters Hände und rief: „Wie jung du bist!“ ... „Nicht an Jahren, aber das ist — weil ich immer wieder am Anfang stehe.“ ... Da lachten sie sich glücklich und verstehend in die Augen.

— — —

Vier Tage später stieg Hans aus dem Zuge; der ihn in langer Fahrt nach der Heimat gebracht. Gerührt sah er sich um. Da war alles noch unverändert, alles sehr klein. Aber beim Ausgang aus dem Bergbahnhöflein blieb er mit stockendem Herzschlag stehen und fühlte: Da ist Alles noch unverändert — unbeschreiblich groß. Weitausgehend schritt er vorwärts, durch den Wald, bergan. Da drüben, hinter dunklen Bergriesen, schimmerte das Ewige auf, drei Spitzen, die Wetterhörner.

Der Wald lichtete sich, um ihn ward grüne Weite, er blieb stehen und zog tief, tief den Atem — Alpmatten, würzige, saftiggrüne, übersät mit violetten Glöcklein — geliebte!

Er horchte auf. Tosen — wildrauschendes — Musik der Bergheimat! Er riß den Hut vom Kopfe und eilte weiter. Immer größer, wuchtiger, freier türmten sich vor ihm die schimmernden Gipfel, dumpf grossigte es jetzt von drüben auf, nachhallend in klüftenden Wänden, und mächtiger wurde das donnernde Rauschen, wurde vielfach, wuchs zu gewaltiger Symphonie. .... Er stand still, weitoffenen Augen, hörte nach außen, lauschte nach innen. .... Und jauchzender, tiefinnerer, bebender Jubel kam über ihn; — Schöpferglück. ... Sich eins fühlend mit dem ewig gebärenden, ringenden, urgewaltigen Leben ringsum, eilte er weiter und lächelte vor sich hin: „Ich bin nicht ausgebrannt! Bergheimat — wunderschöne. — Was schenkst du mir!“

Dort, aufdringlich hoch, das Hotel. Am Abhang, lieblich ins Grün geschmiegt, das braun gebrannte Häuschen. — Die Hand schützend vor die Augen gelegt, steht eine Frau davor. Er stürzte die paar Schritte schräg über die Wiese.

„Mutter!“

Sie tat einen Schritt und streckte ihm die braune, verarbeitete Hand entgegen: „Grüß dich Gott, Hans!“

Er nahm ihren Kopf und drückte seine Wange an ihre Stirn. „Mutter, — liebe Mutter!“ — — „Bist mein' ich, immer noch der Gleiche“, lächelte sie unter Tränen, „immer noch anders als die andern.“

Erschüttert sah er: Sie ist kleiner geworden, die Mutter. Als ob sie seine Gedanken aus seinem wildpochenden Herzen fühlte, sagte sie still: „Ja — ich wachse dem Boden zu.“

„Nicht Mutter — nicht so —“ bat er mit erstickender Stimme.

„Das war nie anders, Bub, das wird so sein müssen. Aber mächtig groß bist du geworden und ein sauberer.“

Und zurücktretend, betrachtete sie in schlichtem Mutterstolz den Sohn und sah ihm dann tief in die Augen.

Hans bekämpfte das Würgen in der Kehle und hielt mit einem zitternden Lächeln ihrem Blicke stand.

„Der Toneli ist kleiner, besetzter, aber er ist auch ein Braver.“

Er wußte, die Mutter hat jetzt nicht nur nach außen Musterung gehalten — —

„Wo ist Toneli?“ . . . „Er kommt bald.“

So ganz sicher, wie die Mutter, war er nun nicht, daß er in ihrem Sinne „auch“ so ein Braver war. Das Leben — —

Eine Viertelstunde später stand er oben in seinem Giebelzimmerchen, die nervigen, weißen Künstlerhände drehten eine zerbrochene, zerbogene Mundharmonika, und auf dem schmalen, schönen Jungmännergesicht zitterte ein kurioses, unsicheres Lächeln.

(Schluß.)

### Es tut so weh . . .

Die Malven blühn,  
Herbstnebel ziehn,  
Noch hier und da ein heller Tag,  
Der uns was Liebes sagen mag,  
Sonst überall, ein sanftes, leises Sterben!

Ein Ackerfeld  
Wird neu bestellt,  
Das „Hüst und Hott“ und Peitschenknall  
Taucht unter und verflingt im All’ . . .  
Sonst hier, wie dort, ein sanftes, leises Sterben!

Die Malven blühn,  
Herbstnebel ziehn —  
Viel welkes Laub auf Steig und Bahn.  
Mein Traum, mein Glück! Was fang ich an?  
Es tut so weh, das sanfte, leise Sterben . . .

Gottfried Seuz